

Nähe und Macht in Seelsorge, Jugendarbeit und Erziehung

von Heribert Wahl

Vor dem Hintergrund der aktuellen Debatte um die zahlreichen Fälle von sexuellem Missbrauch, genauer: von sexualisierter Gewalt, möchte der praktisch-theologische und pastoralpsychologische Beitrag einen empathisch-kritischen Zugang zu den Bedingungsfeldern eröffnen, in denen Nähe und Macht in der pastoralen und pädagogischen Arbeit von Seelsorgern unheilvoll und destruktiv zusammenspielen.

1. Macht und Nähe: Kollusion statt Komplementarität

In der gegenwärtigen Debatte über das Phänomen „Missbrauch“ in Gesellschaft wie Kirche herrscht weitgehend Übereinstimmung darüber, dass es dabei immer auch um den Umgang mit Macht geht, näherhin um deren missbräuchliche Ausbeutung. Damit ist klar, dass selbstverständlich auch im Raum von Kirche und Seelsorge Macht ausgeübt wird, und es ist mehr als töricht, dies mit dem Hinweis abzustreiten, in der Kirche gebe es keine Macht, sondern allenfalls von oben übertragene „Vollmacht zum Dienst“. Ebenso kurzsichtig wird heute die „Seelsorgebewegung“ mit dem Argument verabschiedet, sie sei durch ein Machtgefälle zwischen Subjekt und Objekt (oben/unten von Seelsorgerin/Ratsuchendem, Fachmann und Laie) geprägt. Man muss die Analyse von Macht als anthropologischer Konstante, wie sie Michel Foucault vorlegte, nicht in allem teilen. Doch täten Theologie wie Seelsorgelehre gut daran, die Tiefenzusammenhänge ernst zu nehmen, die er geschichtlich zwischen dem Typus einer „individualisierenden Pastoralmacht“ („le pastorat“) und modernen politischen Machttechniken aufweist; beide zielen auf transparente Kontrolle und totale Verfügbarkeit der Subjekte, die damit zu „sujets“ werden.¹ Foucault geht es immer um „Macht in Beziehung“ (Steinkamp 1999, 72), im gelingenden Fall also um reziproke Beziehungen zwischen Subjekten, die symmetrisch auf die Entfaltung, Autonomie und Freiheit des Anderen zielen. Da Macht (auch als Wissensmacht) nicht „nicht-spielen“ kann, also nicht schlecht an sich ist, kann es nur darum gehen, asymmetrische „Herrschaftseffekte“ zu vermeiden, die Kinder oder Jugendliche der willkürlichen Autorität eines Lehrers oder Pfarrers unterwerfen und sie abhängig machen (vgl. Steinkamp 1999, 74).

Auch die Systemtheorie sieht Macht als „Kommunikationsmedium“, um die Handlungen kommunikationsfähiger Systeme abzustimmen; sie trägt zur Integration komplexer Systeme wie der Kirche bei und ist so nie nur Sache der Mächtigen, sondern immer auch Entscheidung der der Macht Unterworfenen. Erst wo Macht von den konkreten Akteuren

¹ Vgl. das Themenheft von „Wege zum Menschen“ 47/2 (1995), Steinkamp 1999; Stenger 2000, 98–100.

abgelöst wird, wird sie zur Herrschaft, die Rollenträger mit unhinterfragter, hierarchischer Macht ausstattet (vgl. *Zeiber* 2003, 470).

Macht wie Machtgefälle existieren also und bilden eine Grundvoraussetzung für den Missbrauch als nicht-reziproke Beziehung von Herrschaft/Unterwerfung. Unterwerfung kann sich sehr subtil als „Kollusion“ tarnen, in der die scheinbare Wechselseitigkeit und Nähe zwischen Partnern das gewaltförmige Element (zunächst) gut verdeckt oder rationalisiert. Das Gefährliche an der Foucaultschen Pastoralmacht ist ja im Blick auf ihren Missbrauch, dass sie in jedem Einzelnen ein „Objekt der Seelsorge“ sieht, „das zu gehorchen hat, denn der Hirte weiß, was für jeden und jede gut ist. Pastoralmacht ist ein pervertierter Machttypus, dem im Laufe der Geschichte nicht selten Widerstand geleistet wurde ...“ (*Stenger* 2000, 99) – Gott sei Dank.

Nimmt man im Blick auf die Seelsorgebeziehung ernst, was dieses hirtliche Bescheidwissen für ein Kind, eine Jugendliche bewirken kann, dann wird eine weitere Komponente im Missbrauchsverhalten deutlich: Persönlich gewachsenes und rollenmäßig entgegengebrachtes seelsorgliches Vertrauen wird fundamental erschüttert und missbraucht.

2. „Missbrauchtes Vertrauen“

So überschreibt Werner Tschan (2005) seinen bedrückenden Überblick zu „Ursachen und Folgen“ von „sexuellen Grenzverletzungen in professionellen Beziehungen“ (Untertitel). Auch wenn der Bereich „Kirche“ auf den 300 Seiten über PSM („professional sexual misconduct“) gerade mal sechs Seiten einnimmt, müssen wir uns mit den Hintergründen und Folgen auf Täter- wie Opferseite umfassend und zielgenau für alle pastoralen Felder befassen. Ich greife exemplarisch die Perspektive der mit jedem seelsorglichen Missbrauch verbundenen „Traumatisierung“ auf, da hierfür mittlerweile ein integratives Konzept erarbeitet ist, das sowohl medizinische, psychische und soziale als auch präventive und therapeutische Gesichtspunkte berücksichtigt (vgl. *Tschan* 2005, 40–64). Es ist erfreulich, dass auch neuere Handbücher zur Seelsorge – im Unterschied zu früher – diese Ansätze praktisch-theologisch reflektieren (vgl. z.B. *Roessler* 2007).

Man darf nicht vergessen, dass der Begriff „Trauma“, auf seelische Verwundungen bezogen, noch im vorigen Jahrhundert von Psychiatern abgelehnt bzw. als Täuschungsabsicht („Renten-Neurose“; „hysterische Lüge“) moralisch diskreditiert wurde. Sigmund Freud hatte zwar am Beginn seiner Psychotherapien „hysterische Neurosen“ als Folgen realer sexueller Verführung von Kindern und Pubertierenden entdeckt, zum Entsetzen der Öffentlichkeit und Fachwelt publiziert und auch „traumatische Neurosen“ behandelt. Mit seiner späteren Konzentration auf „bloße“ Phantasien und unbewusste Wünsche als Neurose-Ursachen hat er leider zur verzögerten Anerkennung realer Missbrauchserfahrungen als schwerer traumatischer Verletzungen beigetragen. Auf der Basis heutiger Therapieerfahrung und Theoriebildung ist dagegen die Brücke zur modernen Traumalogie längst geschlagen, deren empirische Basis gegenüber Freuds Zeiten inzwischen erhärtet ist.

Bereits Freud war allerdings das Phänomen der „Nachträglichkeit“ aufgefallen, mit der frühe Traumatisierungen sich erst später voll auswirken. Diese „Latenzzeit bei psychischem Trauma“ (*Tschan* 2005, 48–52) ist heute allgemein anerkannt; sie wurde zunächst

besonders an Hand der Spätwirkungen bei KZ-Opfern entdeckt: Demnach ist die traumatische Reizüberflutung im ersten Ansturm so unbewältigbar, dass scheinbar keine unmittelbare Reaktion erfolgt. Gerade bei sehr frühen sexuellen Übergriffen entfaltet sich die traumatische Schädigung oft erst viel später, wenn die sexuelle Entwicklung ein anderes Stadium erreicht. Dann erst tritt das Erlittene ins Halbdunkel des Ahnens oder ins Licht des Bewusstseins und kann bis zum totalen seelischen Zusammenbruch führen: Eine selbstverständlich gelebte „Seinsgewissheit“, als grundlegendes Vertrauen ins Dasein und Sicherheitsgefühl in der frühesten Kindheit etabliert und unbewusst wirksam, zerbricht. Davor können Betroffene oft nur „psychisch erstarren“ (wie Lots Frau, die zu früh auf die Katastrophe zurückschaut) und eine „emotionale Anästhesie“ entwickeln: Gefühle der Isolierung und Entfremdung, Unfähigkeit zu Vertraulichkeit, Zärtlichkeit und Sexualität (vgl. *Roessler* 2007, 366f.).

Dazu kommt das häufige Phänomen, dass Opfer aus sozialer Angst und Scham – bei vollem schmerzlichem Bewusstsein – erst nach Jahr(zehnt)en über ihre traumatischen Widerfahrnisse zu reden beginnen. In beiden Fällen ist psychologisch von einer seelischen Katastrophe auszugehen: Wird doch – je früher, desto verheerender – dem Opfer die seelische Lebensgrundlage weg gezogen, das Urvertrauen erschüttert oder ganz zerstört. Damit ist evident, dass bei (sexuellem wie anderem) Missbrauch neben dem Macht-Faktor eine tiefe Nähe und Verbundenheit herein spielt und mit untergeht. Deswegen sind auch das Entsetzen und die Empörung so groß, wenn wir als Beobachter realisieren, in welch intimen Beziehungsräumen das Vertrauen von Menschen zerstört wird: gleichgültig ob im Verhältnis des Kindes zu Eltern oder nahen Verwandten, im Schutzraum einer pastoralen Beziehung, Jugendgruppe oder seelsorglichen Beratung, zwischen Lehrer und anvertrautem Schüler.

3. Die psychodynamische Vorderbühne: das Feld von Übertragung und Gegenübertragung

Wie es konkret dazu kommen kann, dass ein vertrauensvoll eingegangenes Näheverhältnis derart machtförmig ausgebeutet wird und Anbefohlene oder Vertraute in tiefste Ohnmacht gestoßen werden, oft ohne dass sie zunächst recht merken, wie ihnen geschieht, das lässt sich nicht einlinig auf eine monokausale psychologische Theorie zurückstutzen. Wir bewegen uns in einem multifaktoriellen Feld, das von medizinisch-hormonellen und genetischen Dispositiven (diskutiert etwa bei Päd- bzw. Ephebophilie) über entwicklungspsychologische, soziokulturelle und umweltbezogene Faktoren bis zu bestimmten religiös-konfessionellen Sozialisationsstilen und Amtstheologien reicht. Der evangelische Religionspädagoge Godwin Lämmermann (2002, 379f.) spricht vom „Eindruck, 'Pfarrer gockeln gerne'“ und sieht im Pfarramt „eine gewisse Faszination für narzisstische Persönlichkeiten“ wirksam. „Aus den Wurzeln des Narzissmus und des damit verbundenen hoch idealisierten Selbstbildes“ speisen sich vielfältige Konflikte, z.B. zwischen Hirten und Laien: „ein Fundus für Projektionen, die in seelsorgerlichen [sic] Interaktionen aktiviert werden können. Und da bietet die psychische Konstitution von Narzissten eine breit ge-

fächerte Klaviatur: von Liebessucht bis Hassgier, je nach dem, was der übersteigerten Selbstliebe gut tut.“²

Einzelbeobachtungen können hilfreich sein, z.B. Hinweise auf ungelöste „ödipale Konflikte“, große „narzisstische“ Bedürftigkeit bzw. ein klerikal ausgeprägtes Größen-Selbst bei Tätern oder auf stark idealisierte Elternbilder, die Autoritätspersonen von Opfern angeheftet werden. Doch lauert hier immer die Gefahr vereinfachender „Deutungen“, die nur die eigene Psychologie bestätigen sollen. Weit wichtiger ist: auf grundlegende Mechanismen eingehen, um mögliche Missbrauchskonstellationen zu verstehen. Aus psychoanalytischer Perspektive ist primär das emotional hoch wirksame Feld von Übertragung und Gegenübertragung zu nennen (vgl. auch *Lämmermann* 2002).

Ich gehe dabei vom heute üblichen, weit gefassten Übertragungsbegriff aus, der über die im Kontext des Themas oft genannte „Übertragungsliebe“ weit hinaus reicht. Freud sah die „Übertragung“ starker Gefühle seiner Patient(inn)en auf ihn zunächst als Behinderung der analytischen Arbeit an, entdeckte aber darin bald das entscheidende Hilfsmittel und geradezu das Markenzeichen der von ihm entwickelten Therapiemethode; implizit war damit das entscheidende Beziehungsgeschehen erkannt, für das sie heute steht. Bietet doch allein das Spiel von Übertragung und komplementärer „Gegenübertragung“ auf Seiten des Therapeuten (Seelsorgers, Lehrers, Beraters) die Chance, über die Inszenierung verblasster, unterdrückter und unbewusst gewordener Beziehungsmuster der Kindheit im aktuellen Erleben und Austausch diese nicht einfach „nachzuerleben“ oder bloß zu „erinnern“, sondern konstruktiv erstmals wahr zu haben und sich emotional und kognitiv jetzt damit auseinander zu setzen.

Im Fall von traumatischem Missbrauch dagegen bleibt das (sich oft blitzartig einspielende) Übertragungsfeld vollkommen undurchschaut; es soll ja psychoökonomisch auch unbewusst gehalten werden! Der Autoritätsperson entgegengebrachte Gefühle von Nähe, Vertrauen und Zuneigung werden durch idealisierende Übertragung überhöht: Die schon „normal“ von der Rolle (z.B. des Priesters) gestützte Unterlegenheit einer Machtgestalt gegenüber erhält noch ganz andere Züge zugewiesen, zu denen – je nach sexuellem und sozialem Entwicklungsstand und sich einstellender, „passender“ Gegenübertragung (z.B. eine starke sexuelle Bedürftigkeit des Seelsorgers) – auch sexualisierte, d.h. als Erotik verkannte bzw. erlebte Wünsche und Handlungen gehören können.

Dabei ist Lämmermann (2002, 380f.) prinzipiell Recht zu geben, um nicht neue Befangenheiten und Verkrampfungen in Seelsorge und Jugendarbeit zu befördern, wie sie derzeit gelegentlich schon zu vernehmen sind:

² Ich weise auf drei sprachliche Frag-Würdigkeiten hin: 1) der auffällig sexistische Gebrauch von „seelsorgerlich“, bis heute für evangelische Theologie typisch, absurderweise bis hinein in feministische Entwürfe (*Riedel-Pfäfflin*: *Strecker* 1998), statt (wie katholisch üblich) „seelsorglich“. 2) Die pejorative Verwendung von „Narzissismus“ (bis heute auch in der Psychoanalyse): diese moralisierende Sprache ist offensichtlich nicht auszumerken (*Wahl* 1985). 3) Gal 3,28 hat m.E. weder mit „Androgynie“ noch mit einem von Paulus vertretenen „Ideal geschlechtlicher Orientierung für Christ(inn)en“ (*Lämmermann* 2002, 388) zu tun. Den „emanzipatorischen touch“ im „Wegfall programmatischer Geschlechterdifferenzen“ sieht er theologisch verkürzend als „Illusion“, die nur herrschende Verhältnisse kaschiert – bis hinein ins „seelsorgerliche [!] Gespräch. Auch hier haftet das Geschlecht an den Teilnehmer(inne)n wie ihre Haut, aus der sie nicht können. Seelsorgesituationen sind anfällig für Sexismus“ – bis in die Sprache der Theolog(inn)en hinein (s.o. Punkt 1)!

„Der erotische Blick auf den anderen hat nichts mit sexueller Begierde und Geilheit zu tun, sondern ist eine spezifische Kunst der Wahrnehmung. Und deshalb ist zwar Erotik als die Fähigkeit eines vorurteilsfrei offenen und empathischen Wahrnehmens des anderen in seiner Ganzheitlichkeit ein Muss in der Seelsorge, ihr Umschlag in ausgelebte Sexualität hingegen ist kontraindiziert. Gerade der erotische Blick in diesem weiten Sinne schützt im Grunde vor Missbrauch, weil das Gegenüber eben als ein authentisches, in sich wertvolles und unverletzbares Individuum angesehen wird.“

Die konkreten Schwierigkeiten beginnen natürlich dort, wo durch dieses manchmal blitzartig erfolgende „Umschlagen“ in seelsorglichen Situationen völlig unbewusst Projektionen und szenische (Gegen-)Übertragungen „passieren“ und die Ich-Kontrolle passager aussetzt. Dagegen schützen letztlich nur solide professionelle Selbsterfahrung (die in der Ausbildung nur beginnt, aber nicht endet), kollegiale Inter- und Supervision (z.B. in Balintgruppen) – natürlich nicht als garantierte Prävention, aber doch als Frühwarnsystem, das vor Schlimmerem bewahren kann oder Wege aus verfahrenen Situationen zu finden hilft. Es ist dabei wichtig, dass in solchen vertrauten Räumen, die absolute Vertraulichkeit voraussetzen, die Dinge offen an- und ausgesprochen werden (können); das gilt – trotz aller vermeintlichen sexuellen Offenheit heute – noch immer im Fall von explizit sexuellen Gegenübertragungsreaktionen.³

„Wut und Langeweile, aber eben auch sexuelle Erregung und erotische Fantasien sind in seelsorglichen Situationen durchaus präsent“ (*Morgenthaler* 2009, 374). Gerade in Kontexten, wo psychodynamische Prozesse alte Traumata situativ re-sexualisieren und in Form von manifestem Missbrauch agiert werden, tritt das Ineinander-verschränkt-Sein von Nähe und Macht deutlich hervor. Es macht daher Sinn, eher von Sexualisierung und sexualisierter Gewalt zu reden, um den Unterschied zu phasengemäßer Sexualität und erst recht zu Liebe festzuhalten und immer wieder vertretene, rein triebtheoretische Deutungen (Dampfkessel unter Druck etc.) abzuweisen. Dazu lohnt es sich, etwas genauer das Geschehen auf der Hinterbühne der frühkindlichen Beziehungsgeschichte in Augenschein zu nehmen.

4. Die psychologische Hinterbühne: emotionale „Sprachverwirrung“ und schwere Traumatisierung

Mit seinem allerletzten Vortrag (1933) hat der kreative, auch den offenen Dissens mit dem „Meister“ nicht scheuende Freud-Schüler Sándor Ferenczi (seinerseits Freund und Lehrer Michael Balints) wichtige Vorarbeit geleistet, um die lebens- und beziehungs-geschichtlichen Hintergründe von Missbrauch besser zu verstehen und einzuordnen. War er doch derjenige, der gegen starke Widerstände der Freudschen Orthodoxie die „neuerliche

³ *Lämmermann* 2002, 383 zitiert erfreulich offen aus der psychoanalytischen Fachliteratur untrügerische Anzeichen: „Wenn wir ... plötzlich merken, dass unser Herz schneller schlägt, der Atem enger wird, wir erröten, uns die Haut warm wird, ein Schauer über den Rücken läuft, ... die Scheide feucht wird und das Glied anschwillt...“ Seelsorgende (ebenso wie Beraterinnen, Gruppenleiter, Lehrerinnen) sind dabei viel direkter exponiert als der Analytiker hinter der Couch, der das wahrnehmen und sich seine Gedanken dazu machen kann!

stärkere Betonung des traumatischen Moments in der Pathogenese der Neurosen, die ... unverdient vernachlässigt wurde“ (*Ferenczi* 1972, 303), propagierte – und damit den Blick wieder auf seelische Traumatisierung überhaupt lenkte.

Auf Grund schlechter Therapie-Ergebnisse plädierte Ferenczi gegen eine „berufliche Hypokrisie“, die Patienten „pädagogisch-kühl“ jedes negative Gegenübertragungsgefühl verheimlichen will, und für Ehrlichkeit, Vertrauen, emotionale Verbindung und ungeheuchelte, „wirkliche Sympathie“ (*Ferenczi* 1972, 307). Schon der geniale Titel führt auf die neue Spur, die über bloße Schicksale von Triebkonflikten und ihre Abwehr fruchtbar hinausweist: „Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kind. Die Sprache der Zärtlichkeit und der Leidenschaft“. Am Beispiel inzestuöser Verführung zeigt Ferenczi die typischen Abläufe und Zusammenhänge – und versteht dabei „Sprache“ ganz modern: Die Sprachverwirrung spielt sich selbstverständlich nicht in Form diskursiver Information, sondern auf der völlig unterschiedlichen Gefühlsebene ab, auf der die Erwachsenen [Plural] mit dem Kind [Singular] kommunizieren und sich (verbal wie gestisch handelnd) mit ihm austauschen bzw. diesen Austausch machtförmig manipulieren.

Ferenczis Leitunterscheidung hebt die „Sprache der kindlichen Zärtlichkeit“ von der „erwachsenen Leidenschaft“ ab: Wenn ein Kind die Mutterrolle spielt, kann das erotische Formen annehmen, bleibt aber auf dem Zärtlichkeitsniveau. Bei in ihrer Selbstkontrolle gestörten, pathologisch veranlagten Erwachsenen jedoch kommt es zur Verkenning der Spielereien des Kindes als direkt sexueller Wünsche. Die Verwirrung führt zu gewalttätigen Sexualakten (schon damals in allen Varianten bekannt), auf die das Kind aber in der Regel nicht mit Ablehnung, Hass, Ekel und kraftvollem Sich-Wehren antwortet, da sein noch wenig konsolidiertes Selbst von ungeheurer Angst gelähmt ist; „die überwältigende Kraft und Autorität des Erwachsenen“ macht es stumm, ja beraubt es seiner Sinne.

Psychisch noch fataler aber ist, dass diese Vernichtungsangst das Kind quasi automatisch zwingt, „sich dem Willen des Angreifers unterzuordnen, jede seiner Wunschregungen zu erraten und zu befolgen, sich selbst ganz vergessend sich mit dem Angreifer voll auf zu identifizieren“ (308). Das hat Anna Freud später als den seelischen Schutzmechanismus der „Identifizierung mit dem Aggressor“ beschrieben. Durch diese „Introjektion des Angreifers“ verschwindet dieser als äußere Realität und wird intrapsychisch, Teil der kindlichen Seele.

Die zweite, noch schlimmere Folge, die diese Identifizierung aus Angst im Seelenleben des Kindes hervorruft, ist „die Introjektion des Schuldgefühls des Erwachsenen“: Ein bisher harmloses Spiel fühlt sich nun wie eine strafwürdige Handlung an. Das Kind ist völlig konfus und „eigentlich schon gespalten, schuldlos und schuldig zugleich, ja mit gebrochenem Vertrauen zur Aussage der eigenen Sinne“ (*Ferenczi* 1972, 309). Wenn dann das barsche Benehmen des von Gewissenspein geplagten und verärgerten Täters hinzu kommt, sind die tiefe Verwirrung, die Scham und Schuldgefühle des missbrauchten Kindes nur zu verständlich, zumal der Täter fast immer so tut, als ob gar nichts geschehen wäre.

Von daher wird vieles einsichtig, was heute bei den späten Berichten über Missbrauchserlebnisse gerade durch Priester zunächst so schwer nachvollziehbar erscheint, zumal schon Ferenczi darauf hinwies, dass auch das Verhältnis zu einer Vertrauensperson

(z.B. Mutter, Eltern), nicht intim und tragfähig genug ist, um Hilfe, ja überhaupt nur Gehör zu finden – kraftlose Versuche dazu werden als Unsinn abgetan oder als Böswilligkeit zurückgewiesen. Neben allen schlimmen Entwicklungsfolgen, z.B. im Sexualleben, und neben vielfältigen lebenshemmenden neurotischen Symptomen weist Ferenczi auf die tiefe Persönlichkeits- bzw. Selbststörung hin, die die Entwicklung auf dem autoplastischen Reaktionsniveau fixiert. Anstatt alloplastisch die Umwelt und Realität anzugehen und zu gestalten, bleibt man auf ein hilfloses Mimikry beschränkt: auf die den eigenen Kern auslöschende, angstgeborene Identifizierung mit dem Aggressor und die Introjektion des vernichtenden Schuldgefühls in die eigene Seele – eine „Persönlichkeitsform, die nur aus Es und Über-Ich besteht... gleichwie für das nicht ganz entwickelte Kind das Alleinsein, ohne mütterlichen und sonstigen Schutz und ohne ein erhebliches Quantum von Zärtlichkeit, unerträglich ist“ (Ferenczi 1972, 309f.).

Ferenczi greift hier weit voraus auf erst heute verfügbares, empirisches Wissen der Kleinkindbeobachtung. Das durch gewaltförmige Sexualisierung zerstörte Stadium der Zärtlichkeit nennt er – nicht ganz glücklich – „passive Objektliebe“, in der in spielerischen Phantasien später die aktive, auch genitale Objektliebe heranwachsen kann. Gemeint ist – in der Sprache der Selbstpsychologie ausgedrückt – das tiefe Bedürfnis nach sicherem Gehaltensein durch eine mütterliche Sorgeperson, ein lebensförderliches „Selbstobjekt“, wozu auch die mütterliche Zärtlichkeit gehört, die Ferenczi (1972, 310) betont:

„Wird Kindern in der Zärtlichkeitsphase *mehr Liebe* aufgezwungen oder Liebe anderer Art, als sie sich wünschen, so mag das ebenso pathogene Folgen nach sich ziehen, wie die bisher fast immer herangezogene Liebesversagung. ... Die Folge [vorzeitig aufgepfropfter „leidenschaftlicher und mit Schuldgefühlen gespickter Arten des Liebens“] kann nur jene Sprachverwirrung sein, auf die ich im Titel ... anspiele.“

Damit hat Ferenczi uns wichtige Teile der Hinterbühne jenes Beziehungstraumas erschlossen, als das jede Form von Missbrauch anzusehen ist. Heute sind wir sensibilisiert und wissen, dass Missbrauch weit vor dem strafrechtlich relevanten Tatbestand ansetzt: wenn Seelsorger(innen) auf Ratsuchende ihre eigenen Wünsche projizieren, deren Bedürfnisse in die eigenen umdeuten (vgl. *Lämmermann* 2002, 383) und sich nicht als „lebensmehrendes Selbstobjekt“ gebrauchen lassen (vgl. *Wahl* 2005), sondern das Gegenüber so sehr unbewusst brauchen, dass sie es missbrauchen. Man spricht von „spiritual abuse“ und „ritual abuse“ (*Morgenthaler* 2009, 373), wenn religiöse Überzeugungen oder auch Rituale manipulativ eingesetzt werden, so dass die Würde und Integrität der Person verletzt wird.

5. Die zwiespältige Rolle der Empathie im Feld von Nähe und Macht

Die Frage, wie sich die Nähe/Macht-Kollusion in der postmodernen Kultur und Gesellschaft tiefgehend verändert bzw. qualitativ verschoben hat, ist schwierig zu beantworten. Mit einfachen „Kultur-Diagnosen“ wie dem Beschwören eines „narzisstischen Typus“,

der die patriarchal-„ödipalen“ Autoritätskonflikte und Machtkämpfe des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts abgelöst habe, ist nicht viel gewonnen. Unbestritten ist ein Wandel in den dominanten psychischen, immer auch kulturell imprägnierten Störungsbildern und Symptomen seit den 1960/70er Jahren (vgl. Kohut 1976). Dahinter stehen qualitative Veränderungen des Erlebens, auch im Umgang mit Nähe und Macht – unbeschadet der traurigen Einsicht, dass sich quantitativ an der Missbrauchshäufigkeit nichts geändert hat, möglicherweise sogar eine Steigerung vorliegt.

Sicher gewandelt haben sich die Beziehungsformen zwischen Eltern und Kindern in den veränderten Familienstrukturen, zwischen Lehrern und Schülern, Seelsorgern und „Ratsuchenden“ bzw. „Pastoranden“ (für die es bis heute keine vernünftige deutsche Bezeichnung gibt). In einer zunehmend „vaterlosen Gesellschaft“ (Alexander Mitscherlich) – buchstäblich wie metaphorisch vater-los! – erledigt sich die Auseinandersetzung mit Nähe, Macht und Autorität keineswegs. Das klassische, normative Entwicklungsmodell, das in den autoritär-patriarchalen Kulturen dominierte, begann zu versagen. Es sah vor, dass Menschen von klein auf umso eher zu selbständigen, lernfähigen und lebensstüchtigen Subjekten würden, je aktiver sie die jeweils phasenspezifischen Trennungskonflikte durchkämpften. Als markante schulische Autoritätsfigur hatte der Lehrende die Aufgabe, neben der Wissensvermittlung sich auch auf die Kämpfe um Autonomie einzulassen, indem er die auf ihn übertragene Rolle autoritär durchtrug; viele sind daran zerbrochen.

Erst als Psychoanalytiker wie Heinz Kohut (Begründer der Selbstpsychologie) oder Donald W. Winnicott auf die veränderten seelischen Störungen empathisch reagierten, konnten sich auch die Vorstellungen von gelingender menschlicher Entwicklung ändern. Ins Zentrum der Aufmerksamkeit trat die Entfaltungsmöglichkeit des Selbst und deren Störung: Was braucht unser Selbst für ein Umfeld, damit es mit passender Unterstützung sich phasengemäß aufbauen, auseinander setzen und entwickeln kann? Für die frühesten, grundlegenden Lebenserfahrungen in der Mutter-Kind-Beziehung, aber auch für spätere Beziehungen (Lehrer-Schüler; Seelsorger-Ratsuchende) erhält nun das Urbedürfnis nach Bindung und Nähe und das lebenslange Angewiesensein auf ein hilfreich tragendes und stützendes, das Leben förderndes, empathisch verlässliches und autoritatives Gegenüber⁴ zentrale Wichtigkeit. Nur im wechselseitigen Austausch kann sich die entstehende Nähe und emotionale Verbundenheit ständig vertiefen. Es ist klar, dass in all diesen lebensfördernden pädagogischen oder pastoralen Beziehungen zu einem „lifegiver“ auch Macht und Auseinandersetzung um Macht im Spiel ist. Und ob dies in einem Lebens-, Spiel- und Lernraum kommunikativ und fair ausgehandelt werden kann, wird ganz von der Empathie abhängen, die zuerst vom lifegiver – als dem zunächst Beziehungsmächtigeren (z.B. Mutter, Priester, Lehrerin) – ausgeht und später, wechselseitig, auch zum Adressaten (Kind, Schüler, Mitglied einer Jugendgruppe) hin geht.

Wie schon Kohut ständig anmahnte, ist Empathie und responsives Eingehen auf die unanbefohlenen Partner niemals ein unverbindlich-sentimentales Nettsein und Alles-Billigen. Was er für die therapeutische Einfühlung festhielt, gilt pädagogisch genauso, ist hier aber wohl noch weniger (an)erkannt als in der Seelsorge: Empathie erfordert ein geschultes, lang andauerndes Eintauchen in fremdes seelisches Leben, und zwar so zu ihm

⁴ Kohut (1976) spricht von „Selbstobjekt“. Symington (1998) weniger sperrig von „lifegiver“.

passend (fitting) und darauf abgestimmt (tuned), dass der Sich-Einfühlende weder selber darin untergeht noch den Anderen innerlich „besetzt“ – und ihn so gerade hindert, seinen eigenen Freiraum zu entfalten.

Dass hier reiche Möglichkeiten für Fehler und auch Missbrauch bestehen, liegt auf der Hand. Am schlimmsten zeigt sich das dort, wo Empathie in feindlich-aggressiver Weise eingesetzt wird, um sich besonders gute Kenntnisse über den „Feind“ zu verschaffen. Damit ist selbstverständlich die lebensmehrende Kraft zerstört, aber dass Empathie in diesem feindlichen Sinn verwendet, also missbraucht werden kann, darauf hat Kohut immer verwiesen. Aus dem „lifegiver“ wird ein psychischer Todbringer für Kleinkinder, Schüler wie Ratsuchende! Realer (sexueller, seelisch-sozialer oder spiritueller) Missbrauch ist, so gesehen, ein trauriges Extrembeispiel für die banale Tatsache, dass Empathie immer auch missbraucht werden kann. Eine Nähe kann dann nur illusionär phantasiert oder bewusst vorgetäuscht werden, und Macht kommt nicht im Sinn der „Daseinsmacht“ im Dienst des Lebens und der Liebe (Paul Tillich) ins Spiel, sondern nur mit dem Ziel der Übermächtigung des Gegenübers.

6. Gibt es Aus-Wege?

Die hohe Kunst (der Mutter und der Therapeutin, des Lehrers, Seelsorgers und auch jedes Lebens-Partners!) besteht darin, in der kontinuierlichen „Arbeit am Negativen“ (Hegel), d.h. an der immer auch missglückenden und scheiternden Beziehung ständig neu die zuträgliche empathische Ebene einzustellen, sich miteinander wieder zu verständigen, evtl. auch zu versöhnen, und in einer neuen Balance von Nähe und förderlicher Macht weiterzugehen! Wie kann die Deformation jeder Lebensmehrung, die im Missbrauch sich Ausdruck verschafft, im Zusammenspiel von Nähe und Macht verhindert werden?

Eine nur auf den ersten Blick überraschende, biblisch-jesuanisch wie psychologisch begründete Antwort plädiert für eine kultivierte Selbstliebe: Nur „Selbstsorge“, antik wie christlich verstanden und gelebt als wirkliche „Praxis der Freiheit“, „beugt der Gefahr vor, unbewusste Machtgelüste zu agieren“ (Steinkamp 1999, 75). Das setzt freilich eine gründliche Bekehrung bei Amtsträgern und Leitungsrollen wie in den Strukturen unserer Kirche voraus; kosmetisches Herumkurieren an Symptomen (auch mit Machtworten!) reicht in keiner Weise. Nur dann kann nicht allein das berufliche Risiko eines Zusammenbruchs seelsorglicher oder pädagogischer Professionalität (vgl. Morgenthaler 2009, 372), sondern auch namenloses menschliches Elend verhindert werden, das durch missbräuchliche Zerstörung von Nähe wie Macht erzeugt wird.

Literatur

- Ferenczi, S.* (1972): Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kind (1933), in: Schriften zur Psychoanalyse II, Frankfurt/Main, 303–313.
- Kohut, H.* (1976): Die Heilung des Selbst, Frankfurt/Main.
- Lämmermann, G.* (2002): Sex und Seelsorge. Übertragung und Gegenübertragung in problematischen Seelsorgebegegnungen, in: Pastoraltheologie 91, 375–392.
- Morgenthaler, C.* (2009): Seelsorge. Lehrbuch Praktische Theologie Bd. 3, Gütersloh.
- Riedel-Pfäfflin, U.; Strecker, J.* (1998): Flügel trotz allem. Feministische Seelsorge und Beratung, Gütersloh.
- Roessler, I.* (2007): Krise, Trauma und Konflikt als Ausgangspunkt der Seelsorge, in: Engemann, W. (Hg.), Handbuch der Seelsorge. Grundlagen und Profile, Leipzig, 354–376.
- Steinkamp, H.* (1999): Die sanfte Macht der Hirten. Die Bedeutung Michel Foucaults für die Praktische Theologie, Mainz.
- Stenger, H. M.* (2000): Im Zeichen des Hirten und des Lammes. Mitgift und Gift biblischer Bilder, Innsbruck–Wien.
- Strecker, J.* (2002): Sexuelle Grenzverletzungen und Übergriffe in Seelsorge und Beratung, in: Pastoraltheologie 91, 393–402.
- Symington, N.* (1998): Emotion and Spirit. Questioning the Claims of Psychoanalysis and Religion, London.
- Tschan, W.* (2005): Missbrauchtes Vertrauen. Sexuelle Grenzverletzungen in professionellen Beziehungen. Ursachen und Folgen, Basel.
- Wahl, H.* (1985): Narzissmus. Von Freuds Narzissmustheorie zur Selbstpsychologie, Stuttgart.
- Wahl, H.* (2002): Kunst der Seelsorge. Symbolische Erfahrung als Selbstobjekt-Praxis im Geist Jesu, in: Fürst, W. (Hg.), Pastoralästhetik. Die Kunst der Wahrnehmung und Gestaltung in Glaube und Kirche, Freiburg, 201–212.
- Wahl, H.* (2005): Lehrer und Schüler: Einander Leben mehren. Ein selbstpsychologisches Beziehungsmodell, in: meditation 31, 2–5.
- Zeiber, L.* (2003): Macht – ein Fremdwort für Beratung und Kirche, in: A. Heller; T. Krobath (Hg.), Organisationsethik. Organisationsentwicklung in Kirchen, Caritas und Diakonie, Freiburg, 465–478.

Currently there is a large debate on numerous cases of sexual abuse, more precisely: of sexualized violence. To open an empathic-critical understanding how proximity and power destructively collude in pastoral and educative work, practical-theological and pastoral-psychological issues are presented.